

Prolog

Connor

Eine Kindheits Erinnerung

»Gleich geht es los. Bist du bereit, Liebling?«

Nervös rieb ich mir die schwitzigen Hände an dem dunkelblauen Stoff meiner Jeans ab. Ich war so was von bereit. Und aufgeregt. Wahnsinnig aufgeregt. Wahrscheinlich fühlte ich mich wie jedes Kind, das umringt von gut gelaunten Gästen an einem mit unzähligen Luftschlangen und buntem Konfetti geschmückten Tisch saß. Umringt von Gästen, die sich nur wegen mir in unserem Haus zusammengefunden hatten. Denn heute war ein ganz besonderer Tag. Mein Tag. Weswegen ich also allen Grund hatte, so nervös zu sein, dass sogar das leise, genervte Schnauben von Tante Betty sofort meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr abschätziger Blick galt jedoch nicht mir, sondern dem Freund meines Dads, der gerade lautstark einen Witz zum Besten gab. Keiner mochte Big Sam, was vielleicht auch der Grund war, wieso niemand über seine Scherze lachte. Vor allem nicht Tante Betty, die sich ihre fingerdicken Brillengläser mit dem geblühten Stoff ihrer Bluse putzte. Das hinderte sie jedoch nicht daran, ihn verstoßen zu beobachten, sobald er nicht in ihre Richtung schaute. Sie tat es immer.

Vor allem dann, wenn er sich mit der blonden Nachbarin unterhielt. Ich hatte keine Ahnung, wieso sie ihn nicht mochte. Vielleicht gefiel es ihr einfach nicht, wenn sie heimlich in den Po gekniffen wurde, so wie es Big Sam in diesem Augenblick tat. Hastig hielt ich mir eine Hand vor den Mund, um bei Tante Bettys erschrockenem Quieken nicht laut loszulachen. Ich für meinen Teil fand Big Sam urkomisch. Erst recht als er kurz darauf von Onkel Dan einen kräftigen Klaps auf den Hinterkopf bekam und es ihm rein gar nichts auszumachen schien.

Als meine Mom aus der Küche kam, erfüllte ein wundervoll süßer Duft den Raum. Sofort erkannte ich die flackernden Lichter und mit einem Mal ging mein Atem schneller. Ein anerkennendes Gemurmel schwirrte durch die Menge, ehe sie näher kam, um etwas auf dem Tisch abzustellen. Selbst Big Sam verstummte bei dem Anblick der bunt verzierten Fußballtorte. Meiner Fußballtorte, die nun mit neun brennenden Kerzen vor mir auf einer hellblauen Kunststoffplatte stand. Alle Gäste warteten auf meinen Moment, dem ich schon so lange entgegengefebert hatte. Das Auspusten sämtlicher Kerzen. Auf einmal. Mit einem Atemzug. Das konnte nur ein großer, neunjähriger Junge schaffen. Krampfhaft überlegte ich in letzter Sekunde, was ich mir wohl wünschen sollte, und zupfte am Saum meines blau-weiß karierten Hemds herum.

Einen Hund? Zwei Katzen? Oder vielleicht doch lieber einen kleinen Bruder? Ungeduldig rutschte ich auf dem unbequemen Holzstuhl hin und her, während mein Blick auf die Wanduhr fiel, die mir gegenüber, direkt neben unserem Familienfoto hing. Wieso musste ich noch warten? Ich hatte doch schon längst Geburtstag und die Kerzen brannten bereits.

Als hätte sie meine Gedanken gehört, legte meine Mutter beschwichtigend die Hand auf meine Schulter. »Wir warten noch auf deinen Vater. Er wollte nur schnell die Kamera holen. Dann darfst du auspusten, mein Schatz.«

Also wartete ich. Doch er kam nicht. Und so langsam wurde auch meine Mom unruhig. Mit einem flüchtigen Kuss auf meinen Haaransatz ging sie zur Treppe, die in die oberen Stockwerke führte. Vielleicht konnte

Dad die Kamera nicht finden. Immerhin verlegte er ständig seine Sachen. Das passierte ihm auch häufig mit seinem Geldbeutel, weswegen er sich immer wieder Geld von meiner Mom leihen musste. Das durfte ich ihr allerdings nie verraten. Schließlich wollte ich nicht, dass mein Dad sauer wurde. Während ich also vor meiner Geburtstagstorte saß, umringt von Freunden und Verwandten, und aufgeregt auf ihn wartete, hörte ich plötzlich einen Schrei von oben. Erschrocken versteifte ich mich und sah mich Hilfe suchend um. Was war hier los? Sollte ich aufstehen und nach dem Rechten sehen? Doch dann hörte ich es wieder. Ich erkannte die Stimme ganz deutlich. Es war meine Mom. »Er ist weg! Er ist tatsächlich weg! Dieser Mistkerl hat sich einfach aus dem Staub gemacht!« Ein unangenehmes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus. Genauso wie vor ein paar Tagen, als ich viel zu viel Eis gegessen hatte. War es etwa mein Dad, von dem sie da sprach?

Wortlos stürmten Big Sam und Onkel Dan an mir vorbei, geradewegs durch den Flur, und rissen die Haustür auf. Womöglich in der Hoffnung, dort meinen Vater zu erwischen. So langsam bekam ich Angst. Das Schluchzen meiner Mom hallte durch das gesamte Haus und ich starrte zu den Menschen, von denen keiner mit mir reden wollte. Keiner wollte mir erklären, was passierte. Mein verzweifelter Blick wanderte zu Tante Betty, die sich mit weit aufgerissenen Augen beide Hände vor den Mund hielt, ebe sie sich zu den restlichen Gästen gesellte, die bereits die Köpfe zusammengesteckt und angeregt zu tuscheln begonnen hatten. Und ich blieb an diesem schön dekorierten Tisch sitzen, vor mir meine prachtvolle Geburtstagstorte, und versuchte krampfhaft, meine Tränen zurückzuhalten. Wie in Schockstarre betrachtete ich die brennenden Kerzen und musste mitansehen, wie das schmelzende Wachs auf den bunten Fondant tropfte und eine Flamme nach der anderen erlosch. Meine Party war vorbei, bevor ich mir etwas wünschen konnte. Danke Dad.



Als mich ein Jahr später auch noch meine Mutter verließ, gab es lediglich eine Sache, die ich mir an meinen darauffolgenden Geburtstagen wünschte.

Zeit.

Zeit, meinem Vater zu sagen, wie sehr ich ihn liebte. Ihm zu versprechen, immer ein braver Junge zu sein, in der Hoffnung, er würde einfach nach oben gehen, die Kamera holen und uns doch nicht verlassen.

Zeit, meiner Mom zu zeigen, dass ein Leben zu zweit genauso lebenswert sein konnte. Ihr zu beweisen, dass wir diese schlechte Phase überstehen würden und es irgendwann wieder bergauf ging.

Leider würde ich nie mehr die Chance dazu bekommen. Weil das alles der Vergangenheit angehörte. Vergangenheit, ein ziemlich düsteres Wort. Vielleicht auch nur, weil ich lediglich schlimme Momente meines bisherigen Lebens damit verband. Natürlich wusste ich, dass es nichts brachte, der Vergangenheit hinterherzutrauern. Aber wie soll ein kleiner Junge wissen, wie man zuversichtlich in die Zukunft blickt, wenn es niemanden gab, der ihm genau das vorlebte? Wenn es niemanden gab, der ihm ermutigend auf die Schultern klopfte und mit fest entschlossener Stimme sagte: *Nach vorn schauen, Connor. Nicht zurück.*

Schließlich ist die Gegenwart dazu da, neue, wunderbare Erinnerungen zu schaffen. Das habe ich zumindest gehört. Man soll sie mit offenen Armen empfangen, um der Zukunft eine Chance zu geben. So heißt es doch, oder?

Jede Möglichkeit ergreifen und seine Zeit nutzen.

Denn keiner wusste so gut wie ich, wie schnell eine Gelegenheit verstreichen und das Leben vorbei sein konnte.

Kapitel eins

Connor

Erinnerung

Ich war geliefert. Am Boden. Komplet im Arsch. Game over.

Besser konnte ich diesen Moment nicht beschreiben. Diesen Moment, in dem mein Kopf höllisch schmerzte und ich trotzdem versuchte, mich mit einem gequälten Stöhnen an der alten, olivfarbenen Küchenzeile nach oben zu ziehen, um langsam wieder auf die Beine zu kommen. Zwischen leeren Getränkedosen und verschiedenen Lebensmittelverpackungen fand ich etwas Platz, um mich mit beiden Händen abzustützen und vorsichtig hinzustellen.

»Du bist nichts wert, Connor! Hast du mich gehört? Nichts wert!«, ertönte seine Stimme, die mich augenblicklich zusammensucken ließ. Ich hasste diesen Kerl. Aber noch mehr hasste ich es, wie er vor unseren Nachbarn und all den anderen Menschen um uns herum den liebevollen, fürsorglichen Pflegevater imitierte. Und das, obwohl er in unbeobachteten Momenten, innerhalb seiner eigenen vier Wände, so wenig Interesse an uns hatte, dass ich mich ernsthaft fragen musste, ob er uns als Menschen über-

haupt wertschätzte. Oder ob es ihm einfach egal war, wie es uns ging und was mit uns passierte. Mittlerweile lebte ich bereits fünf Jahre hier. Fünf Jahre. Eine furchtbar lange Zeit, in der mir jeden Tag klargemacht wurde, dass ich auf dieser Welt rein gar nichts zu sagen hatte. Ich konnte es nicht leugnen, wenn man auf meinen bisherigen Lebenslauf zurückblickte, war es in gewisser Weise absehbar gewesen, dass ich mich irgendwann in so einer Situation wiederfinden musste. Schließlich war ich Connor Thompson. Der Junge, der das Unglück magisch anzog. Der Junge, der mit neun Jahren von seinem Vater im Stich gelassen wurde. Der miterleben musste, wie sehr seine Mutter litt, weil sich ihr Mann aus dem Staub gemacht und zu allem Überfluss einen riesigen Schuldenberg zurückgelassen hatte. Wie am Boden zerstört wir gewesen waren, als uns beiden schmerzhaft klar wurde, dass wir nicht nur sitzen gelassen wurden, sondern auch noch pleite waren.

Wirklich gut gemacht, Dad.

Von da an hatte es nur meine Mom und mich gegeben. Und während ich mich also mit aller Kraft an diesen letzten grünen Zweig in meinem Leben klammerte, drohte auch dieser langsam, aber sicher wegzubrechen. Mom hatte damit begonnen, sich von sämtlichen Verwandten und Freunden abzuschotten, jeden gut gemeinten Rat und jegliche Hilfe abzulehnen, und hatte gar nicht erst versucht, so etwas wie Normalität in unseren Alltag einkehren zu lassen. Sie ging nicht mehr zur Arbeit, nahm das gigantische Chaos zu Hause oder den Haufen unbezahlter Rechnungen überhaupt nicht mehr wahr. Und irgendwann nahm sie auch mich nicht mehr wahr. Sie hatte nie gesehen, wie sehr auch ich leiden musste. Wie dünn ich geworden war, da es bei uns zu Hause kaum etwas zu essen gab. Dass ich im Unterricht immer wieder eingeschlafen war, weil mich das nächtliche Wimmern meiner Mutter stundenlang wachgehalten hatte. Ich hatte sie noch nie weinen sehen. Doch zu diesem Zeitpunkt schien es, als könnte sie nie wieder damit aufhören.

Das haben wir nicht verdient, mein Schatz. Das haben wir einfach nicht verdient, hallten ihre Worte in meinen Ohren wider und augenblicklich sah ich sie direkt vor mir, wie sie in den durchgesehenen Polstern, in der dunklen Ecke unseres Wohnzimmers, zusammengekauert und mit ihren glänzenden Augen ins Leere starrte. Und sie hatte recht, das hatten wir verdammt noch mal nicht verdient. Als Kind kannst du dir so viel Mühe geben, wie du willst, sobald sich deine Mutter selbst aufgibt, ist deine Jugend vorbei und deine Familie steht am Rande eines tiefen Abgrunds. Genau diesen Abgrund wurde ich trotz aller Bemühungen mit voller Kraft hinuntergestoßen, als ich mit zehn Jahren meine Mutter verlor. Durch eine Überdosis Tabletten, mitten in der Waschküche. Und hier stand ich nun, gefangen in einer grausamen, ungewissen und von Hass erfüllten Dunkelheit, aus der ich es allein wohl kaum herauschaffen würde. In dem völlig unscheinbar wirkenden Einfamilienhaus meiner Pflegeeltern.

Als dieser Mistkerl bemerkte, dass ich mich langsam wieder aufrichtete, schaute er mich nur mit einem spöttischen Grinsen an, ehe er einen großen Schluck aus seiner Bierflasche nahm. Dabei trank er so gierig, dass sich mehrere Tropfen aus seinen Mundwinkeln stahlen und letztlich in den dunklen Stoppeln seines Barts hängen blieben. Hatte ich diesen Mann überhaupt schon einmal etwas anderes trinken sehen? Ich musste zugeben, dass es hin und wieder tatsächlich gute Tage gab, an denen er seinen Alkoholkonsum herunterschraubte und ich einfach meine Ruhe hatte. Doch ein rascher Blick auf den mit leeren Bierflaschen vollgestellten Tisch ließ mich wissen, dass heute definitiv einer der schlechten Tage war. Wieder schlich sich diese eine Frage in meinen schmerzenden Kopf. Die Frage, die ich mir jedes Mal stellte, wenn er seine

Wut an mir ausließ.

Warum? Warum haben manche Menschen das Bedürfnis, ihre Laune an anderen auszulassen, nur weil sie unzufrieden mit ihrem Leben sind? Warum sollte man jemanden aufgrund der eigenen

Verletzlichkeit verletzen wollen? Warum das Leben eines anderen zur Hölle machen, nur weil man sich selbst in einer befindet? Gibt es dafür überhaupt einen plausiblen Grund? Wahrscheinlich nicht. Weil Menschen grausam sein können. Einfach so. Dafür brauchen sie keinen Grund.

Wieder vernahm ich seine Stimme. Und wieder fühlte es sich so an, als würde er mir einen Eimer Eiswasser über den Kopf schütten. »Du bist so ein Schwächling, Connor. Lass dir das von einem richtigen Mann gesagt sein.« *Von einem richtigen Mann also.* In Momenten wie diesen wurde mir wieder einmal schmerzhaft klar, dass es niemanden gab, der sich dafür interessierte, wie es mir ging. Weil keiner mehr da war, der sich um mich kümmerte. Ich konnte nur darauf warten, in wenigen Wochen endlich erwachsen zu sein. Volljährigkeit. Der einzige Hoffnungsschimmer, der mir blieb. Aber wollte ich wirklich noch so lange durchhalten? Konnte ich es überhaupt? Denn so wie heute durfte es jedenfalls nicht weitergehen.

Wie oft war ich bereits meine Möglichkeiten durchgegangen. Und wie oft hatte ich mit dem Gedanken gespielt, abzuhauen und nie wieder zurückzublicken. Aber was passierte, wenn er mich doch erwischte? Würde er mich gehen lassen? Oder mich suchen und zurückholen? Und falls nicht, wer würde stattdessen meinen Platz einnehmen? Wen würde ich mit meiner Flucht ins Verderben stürzen? John? Vielleicht sogar die kleine Nora? Bei dem Gedanken an meine Pflegegeschwister wurde mir augenblicklich speiübel. Nein, nicht Nora. Nicht dieses zierliche, zehnjährige Mädchen mit den kastanienbraunen Zöpfen, die ihr mittlerweile bis zur Hüfte reichten. Das Mädchen, das sich ziemlich schnell in mein Herz geschlichen hatte, weil sie sich jedes Mal so fürsorglich um meine Verletzungen kümmerte. Weil sie mir trotzdem immer wieder Mut zusprach, obwohl ich am liebsten aufgegeben hätte.

Er lügt. Du bist nicht schwach. Du bist der mutigste und stärkste Junge auf der Welt, Connor.

Aber was, wenn sie falschlag? Wenn ich nicht länger mutig sein

konnte und verschwinden würde? Was, wenn er sich dann an ihr vergriff? Wenn er sie verletzte und sie zum Weinen brachte? Sie würde ganz sicher daran zerbrechen. Dieses sensible Mädchen hätte keinerlei Chance gegen diesen gemeinen Riesen in seinem fleckigen, gerippten Tanktop. Auch von unserer Pflegemutter könnte sie keinerlei Unterstützung erwarten. Was wäre ich für ein Mensch, wenn ich ihr so etwas antun würde? Ich konnte mich einfach nicht retten, wenn es bedeutete, dass ich sie dafür zurücklassen musste.

»Du hättest liegen bleiben sollen, Connor.« Mit diesen finsternen Worten riss mich die erbärmliche Gestalt aus meinen Gedanken. Wackelig und völlig benommen stand ich auf meinen Beinen und fasste mir an den pochenden Kopf. Mein rechtes Auge war so zugeschwollen, dass ich kaum noch etwas sehen konnte. Mit meinem hellgrauen Ärmel wischte ich mir über das Gesicht und merkte nur Sekunden später, dass der Stoff bereits komplett durchnässt war. Erschrocken sah ich auf.

Blut. Überall Blut.

Tränen brannten in meinen Augen, wenn ich daran dachte, schon wieder so verletzt worden zu sein. Doch es blieb keine Zeit für Selbstmitleid. Ich musste mich zusammenreißen und mir ganz schnell etwas einfallen lassen. Fest stand, dass ich die anderen Kinder nicht im Stich lassen konnte. Fest stand aber auch, dass ich eine weitere Woche vielleicht nicht überleben würde. Wenn ich mich weiterhin nicht wehrte, würde es noch ganz übel für mich enden. Und dann konnte uns bald keiner mehr helfen. Alles schmerzte, mein ganzer Körper bebte. Vor Wut, vor Angst, vor Adrenalin.

Jetzt reicht es! Ich kann das nicht mehr. Ich werde Hilfe holen. Ich muss einfach eine Lösung finden. Das Richtige tun. Verantwortung tragen und Schutz suchen. Für die Kinder. Und für mich.

Mit dem restlichen Mut, den ich noch irgendwie zusammenkratzen konnte, richtete ich mich langsam auf und ballte meine zitternden Hände zu Fäusten. Es war Zahhtag. Er würde

bekommen, was er bereits so lange verdient hatte. Ganz egal, was es für mich bedeutete. Seine buschigen Augenbrauen hatten sich zu einer durchgehenden Linie zusammengezogen, als er mich von dem altmodisch gestreiften Polsterstuhl aus beobachtete. Bei jeder kleinsten Bewegung quietschte das Möbelstück unter ihm qualvoll auf, sodass ich mich unwillkürlich fragte, wer heute wohl mehr Schmerzen ertragen musste. Der Stuhl oder ich. »Was ist los, Connor? Wirst du gleich wieder in Tränen ausbrechen?« Sein gesamter Körper zuckte vor Lachen, während er belustigt auf die klebrige Oberfläche des wackelnden Tisches schlug, sodass mehrere leere Flaschen umkippten, herunterrollten und auf den dunklen Fliesen des Küchenbodens zersprangen. Und ich stand da, nur wenige Meter von ihm entfernt. Zwischen uns eine große Bierpfütze, in der hunderte von Scherben schwammen. Mit einem ekelerregenden Geräusch zog der Mistkerl seine Nase hoch und beugte sich über den Tisch, um eine überlebende Bierflasche zu ergattern. Diesen kurzen Augenblick lang war er unkonzentriert. Unachtsam. Hatte vergessen, dass ich immer noch da war. Dass ich nur auf so einen Moment gewartet hatte.

Jetzt.

Im Bruchteil einer Sekunde schnellte ich nach vorn, schnappte mir eine der übrig gebliebenen Flaschen und zog sie diesem Drecksack mit voller Wucht über den Kopf. Ohne jegliche Reaktion starrte er mich an, gab einen erstickten Laut von sich und glitt langsam von seinem Stuhl, direkt in die Pfütze vor mir. Der Aufprall seines Kopfes verteilte klebrige Bierspritzer in der gesamten Küche. Ich hielt angespannt die Luft an und wartete darauf, dass er sich regte. Doch er bewegte sich nicht. Als ich realisierte, dass seine Augen erst einmal geschlossen bleiben würden, konnte ich erleichtert ausatmen. Zumindest für einen kurzen Moment. Denn dann wurde mir klar, dass ich schleunigst verschwinden musste. Dass er mich umbringen würde, wenn er aufwachte und ich immer noch hier war. Und dann wäre alles umsonst gewesen. Also wandte ich mich eilig von ihm ab und wollte gerade die

Küche verlassen, als ich hinter dem Türrahmen eine kleine Gestalt vorsichtig hereinspähen sah. Ihre Puppe fest an sich geklammert, starrte sie mich mit großen, ängstlichen Augen an.

»Connor?« Der Klang ihrer Stimme holte mich aus meiner Schockstarre. Innerhalb weniger Schritte war ich bei Nora und zog sie fest an mich. Ich spürte, wie sich kleine Finger in meinen Rücken krallten, und vergrub mein Gesicht in ihren Haaren. »Ich muss gehen, Nora.«

»Wohin?«, fragte sie mit bebender Stimme. Tja, das war eine verdammt gute Frage. Der Schmerz und die Angst in ihrer Stimme waren unüberhörbar. Sie fürchtete sich genauso sehr wie ich davor, auf sich allein gestellt zu sein. Einige Atemzüge dachte ich darüber nach, wieso ich sie nicht einfach mitnehmen konnte. Ich war mir sicher, dass mir Nora folgen würde. Ganz egal, wohin. Aber würde ich sie dann nicht eher in Gefahr bringen? Schließlich hatte ich keine Ahnung, wo ich hingehen konnte und was mich erwarten würde. Auch wenn dieses Haus hier mein persönlicher Albtraum war, war es dennoch ihr Zuhause. Und bevor ich nicht wusste, wie ich ihr am besten helfen konnte, durfte ich diesem Mädchen das einzige Dach über dem Kopf nicht wegnehmen.

»Hör zu«, fing ich an und drückte sie noch etwas fester an mich. »Alles, was du wissen musst, ist, dass ich wiederkommen werde. Und dass dir nichts passieren wird, Nora. Ich werde dich hier rausholen. So schnell ich kann«, flüsterte ich, ehe ich mich langsam von ihr löste und ihre Schultern festhielt, um ihr ermutigend in die Augen schauen zu können. »Du wirst ein schönes Leben haben Nora, dafür werde ich sorgen.«

»Versprochen, Connor?« Um ihre Frage zu unterstreichen, hielt sie mir ihren kleinen Finger hin, so wie sie es immer tat, um mir mein Indianerehrenwort abzunehmen. Bei diesem Anblick zerriss mein Herz in tausend Stücke. Vor mir stand dieses zierliche Wesen, das trotz der miesen Umstände immer ein Lächeln im Gesicht hatte. Das tagtäglich mit ihrer geliebten Puppe freudig durchs Haus tanzte, als wäre ihre Welt in Ordnung. Was sie auch

teilweise war. Zumindest dann, wenn wir zusammen waren. Wenn wir uns Halt gaben. Weil ich immer bei ihr war, um sie zu beschützen. Und ich schwor mir und ihr, genau in diesem Moment, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um ihre Welt tatsächlich besser werden zu lassen.

Entschlossen kreuzte ich meinen kleinen Finger mit ihrem. Es war ein Schwur, den ich ganz sicher halten würde. »Versprochen!«

Kapitel zwei

Connor

Erinnerung

Es war kein Geheimnis, dass Montag keinen wirklich guten Ruf genossen. Doch dieser Montag übertraf alle vorherigen um Längen. Es war mein erster Schultag, nachdem ich nicht nur meine Pflegeeltern, sondern auch Nora zurückgelassen hatte. Obwohl ich so schnell wie möglich eine Lösung finden wollte, stellte sich alles schwieriger heraus, als ich es mir vorgestellt hatte. Seit drei Tagen hatte ich nicht mehr erreicht, als mich in einem nahe gelegenen Park zu verstecken. Nicht mehr, als nächtelang durch die verlassene Anlage zu laufen, bis mich die Erschöpfung irgendwann vollkommen übermannt hatte. Die alte Eiche, deren Äste größtenteils morsch und abgebrochen auf dem Boden verteilt lagen, war die einzige Zuflucht, die mir genügend Sicherheit bot, um wenigstens kurz die Augen zu schließen und Kraft zu tanken. Nur um am nächsten Tag mit knurrendem Magen, schlechtem Gewissen und höllischen Existenzängsten aufzuwachen. So verliefen die letzten Tage. Ohne richtiges Essen.

Ohne ein Dach über dem Kopf. Meine momentane Situation war somit Grund genug, mit einem tiefen Gähnen, das meinen Kiefer lautstark knacken ließ, und trägen Schritten das Schulgelände der *Glendale Union High School* zu betreten. Die letzte, übrig gebliebene Kraft nutzte ich dafür, die knallrote Eingangstür der Schule aufzustoßen und durch den weitläufigen, grell beleuchteten Flur zu schreiten. Denn auch wenn mein Kopf mit tausend anderen Problemen beschäftigt war, musste ich mir ins Gedächtnis rufen, was für meine Zukunft von Bedeutung war. Wenn ich im Leben wirklich und ganz allein Fuß fassen wollte, war ein Schulabschluss unabdingbar. Doch ich musste zugeben, dass ich es hasste. Es war nicht die Schule, die ich so hasste. Sondern die Menschen. Menschen, die mich an jedem einzelnen Tag mit abschätzigen Blicken beobachteten. Menschen, die dachten, sie wären so viel besser als ich. Vielleicht, weil sie nicht mit einem dick zugeschwollenen Auge in den Klassenzimmern saßen. Vielleicht aber auch, weil sie nicht seit drei Tagen dieselbe Kleidung trugen. Wahrscheinlich war beides ausreichend, um mich endgültig als »Straßenkötter« abzustempeln. Seufzend rieb ich mir die Augen, als ich vor meinem Spind zum Stehen kam. Das half allerdings auch nicht, um meine Sicht wenigstens ein wenig zu klären, da sich meine Erschöpfung nicht so einfach wegwischen ließ. Also fischte ich mir, ohne genauer hinzusehen, den letzten Müsliriegel mitsamt meiner Schultasche heraus. Der schwarze Stoff hatte durch die Abnutzung mehrere graue Stellen bekommen und auch die verrosteten Schnallen konnten diesen trostlosen Anblick nicht wirklich verbessern. Aber das hielt mich nicht davon ab, mir den langen Trageriemen um die Schulter zu hängen und den Spind lautstark zu schließen. Während ich den Flur entlangging, riss ich eilig das Papier meines Riegels auf und biss gierig hinein. Kurz dachte ich darüber nach, ihn mir aufzuteilen. Immerhin wusste ich nicht, wann ich das nächste Mal etwas zu essen bekommen würde. Doch der Hunger war so stark, dass ich gar nicht anders konnte, als ihn mit wenigen Bissen zu verschlingen. Trotz immer noch

knurrendem Magen öffnete ich eine weitere Tür, die in den Innenhof der Schule führte, und hoffte inständig, dass sich bald ein Gefühl von Sättigung bemerkbar machen würde. Wenigstens annähernd.



In zwanzig Minuten hatte ich Biologie bei Mr. Finley, was bedeutete, dass *sie* hier irgendwo sein musste. Ein kaum wahrnehmbares Flattern im Magen verschaffte sich trotz des Hungergefühls meine Aufmerksamkeit, während mich mein Weg vorbei an den breiten Säulen am Rande des Aufenthaltsbereichs führte. Mein Blick wanderte zu den runden Tischen, die wenige Meter von mir entfernt mitten auf dem Gelände standen. Hier hielten sich viele Schüler zwischen den Schulstunden oder in der Mittagspause auf. So, wie *sie* es tat. Und obwohl ich es nicht anders erwartet hatte, machte mein Herz einen gewaltigen Satz, als ich drüben tatsächlich die langen, honigblonden Haare und den zerknirschten Gesichtsausdruck erkannte. Sie stützte den Kopf auf ihren linken Arm und pustete sich genervt eine Strähne aus dem Gesicht, ehe sie etwas mit hastigen Bewegungen auf ihren Notizblock schrieb. Das weit geschnittene Shirt war ihr so auffällig über die rechte Schulter gerutscht, dass ich einen flüchtigen Blick auf feine Linien eines tätowierten Mandalas erhaschen konnte.

War ich ein verrückter Stalker, weil ich wusste, dass sie wie jeden Morgen und in letzter Sekunde ihre Hausaufgaben erledigte? Wahrscheinlich.

War ich ein verrückter Stalker, weil ich seit Wochen nach ihr Ausschau hielt, obwohl ich noch nie ein einziges Wort mit ihr gesprochen hatte? Auf jeden Fall.

Zugegebenermaßen sprachen diese Umstände nicht gerade für mich und mein Selbstbewusstsein. Doch ich war nicht schüchtern. Im Gegenteil. Nur musste ich mich nie um ein Mädchen

bemühen. Ich konnte selbst nicht erklären, was es mit Frauen und ihrem Helfersyndrom auf sich hatte. Wieso ich mich, jedes Mal wenn ich mit einem blauen Auge oder aufgeplatzten Lippen in die Schule kam, umringt von weiblichen Geschöpfen wiederfand, die mich wie ein ausgesetzter Welpen bemitleideten und mich nach Hause nehmen wollten. Was war daran bitte anziehend? An mir, dem Kerl, der eigentlich nur seine Ruhe haben wollte? An dem Kerl, bei dem die Mädchen trotzdem Schlange standen, ob es ihm gefiel oder nicht. Und meistens gefiel es mir nicht. Vielleicht war das der Grund, wieso mich all die Jungs nicht ausstehen konnten. Der Grund, wieso ich jeden Tag allein durch die Schule streifte. Warum ich keinen Freund hatte, der mir in dieser schweren Zeit beistand. Mein Blick haftete immer noch an dem Mädchen, das gerade wütend ihren Kugelschreiber durch die Luft warf und kopfschüttelnd die Stirn auf den Tisch legte. Bei ihr war das anders. Bei ihr konnte ich die Gebrochener-Junge-Karte nicht ausspielen. Und je öfter ich sie beobachtete, umso deutlicher wurde mir bewusst, dass sie in einer ganz anderen Liga spielte als ich. Die guten Schulnoten, die strenge, wohlhabende Mutter und diese unschuldige, natürliche Schönheit katapultierte dieses Mädchen weit aus meiner Reichweite. Holly Laurens war viel zu gut für mich. Selbst wenn ich meinen ganzen Mut zusammennehmen und sie ansprechen würde, es wäre chancenlos. In diesem Spiel konnte ich nur haushoch verlieren.

Ein plötzlicher Aufprall riss mich aus meinen Gedanken. Unwillkürlich taumelte ich einige Schritte zurück, ließ dabei meine Tasche auf den Boden fallen und starrte erschrocken nach vorn. Auf die Person, die für den Zusammenstoß verantwortlich war. Deren arrogantes Grinsen mir trotz meiner Müdigkeit sofort ins Auge stach. Rafael Porter. Ein geleckter, schnöseliger Typ mit Polohemd und streng gestylten Haaren, der nur in seinem Rudel mutig genug war, um es mit mir aufzunehmen.

»Na, Straßenkötter? Wurdest du wieder von der Leine gelassen?«, fragte er mit einem abfälligen Blick und grinste selbst-

bewusst in die Richtung seiner Freunde, die sich um ihn herum zu einer starken Gemeinschaft versammelt hatten. *Arroganter Trottel.*

»Geht dich einen Scheißdreck an, Porter«, knurrte ich, während ich mich vorbeugte, um meine Tasche aufzuheben. Doch bevor ich danach greifen konnte, stellte dieser Idiot seinen tadellos sauberen *Tommy Hilfiger* Slipper auf den sowieso schon schmutzigen Stoff. Bedrohlich hob ich meinen Kopf und funkelte ihn böse an. »Geh da runter. Sofort.«

»Sooonest?«, hakte Rafael nach und zog dabei das Wort dramatisch in die Länge. Der Ausdruck in seinem Gesicht zeigte mir, dass er sich über meine Verärgerung amüsierte. Tja, was würde ansonsten passieren? Ich war eindeutig in der Unterzahl, seit Tagen ausgehungert, kraftlos und durch die Schwellung auf einem Auge nahezu blind. Zusammengefasst: Ich war im Arsch. Irgendwie schien sich diese Lage konsequent durch mein Leben zu ziehen.

Meine Zurückhaltung kam ihm gerade recht. Zufrieden verschränkte er die Arme vor der Brust und streifte seine Schuhsohle mehrere Male auf meiner Tasche ab. Rafael fühlte sich unbesiegbar. Bis er plötzlich von jemandem gestoßen wurde und mit voller Wucht in seine Gefolgschaft flog. Ein Junge mit kariertem Hemd und hellbraunen, gelockten Haaren schnappte sich in Windeseile meine Tasche und presste sie fest an seine Brust.

»Laut Artikel drei, Absatz acht ist das Zerstören fremden Eigentums auf dem Schulgelände untersagt!«, rief er mit bebender Stimme, und auch wenn seine Aufregung deutlich hörbar war, sagte keiner ein Wort. Meine Fassungslosigkeit spiegelte sich in den Gesichtern der Gruppe mir gegenüber wieder. Wahrscheinlich hatten sie genauso wenig damit gerechnet, dass wir es mit einem selbsternannten High School Cop zu tun bekämen. Einige Sekunden verstrichen, ehe Rafael seine Stimme wiederfand. »Sagt wer?«

Der Junge neben mir strich mit einer Hand theatralisch durch seine Locken und verdrehte dabei überschwänglich die Augen. »Die Schulordnung, Bitch!« Und als ob das noch nicht genug

gewesen wäre, zog er mit wenigen, schnellen Bewegungen eine dünne Mappe aus seiner eigenen Tasche und drückte sie gegen Rafaels Brust. »Hier. Lass dir das von deiner Mommy vorlesen, wenn sie dich heute Abend ins Bett bringt.« Angespannt hielt ich den Atem an. Dieser Kerl musste lebensmüde sein. Kompletต์ übergeschnappt. Einfach wahnsinnig. Was zur Hölle dachte er sich dabei, eine ganze Gruppe gegen uns aufzuhetzen?

»Hat er dich gerade *Bitch* genannt?«, hörte ich ein leises Flüstern, doch Rafael antwortete seinem Gefolge mit einem Blick, der keinen Raum für Interpretationen ließ. Immer wieder huschten seine Augen zwischen mir und dem Lebensmüden hin und her, als würde er darüber nachdenken, wen sie sich zuerst vornehmen sollten.

»Ich will ja nicht spoilern«, nahm plötzlich der Adrenalinjunkie das Gespräch wieder auf und mein Kopf schnellte warnend in seine Richtung. Mein Gesichtsausdruck schrie förmlich *Mayday, Mayday*, weil ich eigentlich nicht vorhatte, heute zu sterben. Doch dieser Kerl ignorierte mich vollkommen und wandte sich erneut an Rafael. »Aber unter dem Absatz *Besondere Hinweise* kannst du nachlesen, mit welchen Konsequenzen bei einem Verstoß gegen die Schulordnung zu rechnen ist. Du weißt schon, Nachsitzen, Suspendierung, Anzeige ...«

»Schon gut, schon gut«, brummte Rafael genervt, ehe er beschwichtigend die Hände hob. Mehrere Atemzüge lang geschah nichts. Doch dann tauschten er und seine Leute einige Blicke aus und entfernten sich.

»Es ist noch nicht vorbei, Thompson!«, hörte ich jemanden aus der Gruppe rufen, aber ich verharrte so lange in meiner Position, bis jeder von ihnen aus meinem Sichtfeld verschwunden war. Schließlich atmete ich erleichtert aus. Meine Aufmerksamkeit richtete sich nun auf den Kerl mit dem Streberhemd, der ihnen immer noch triumphierend hinterherschautete, ehe er mir mit einem freundlichen Grinsen meine Tasche überreichte. Ich wollte wissen, wer er war, doch genau in diesem Moment fiel mir auf, dass ich

Mister Lebensmüde bereits kannte. Derek Baker. Vollzeitstreber mit Stockentengang. In meiner gesamten Schulzeit hatte ich ihn nie außerhalb des Unterrichts sprechen hören. Das lag daran, dass er normalerweise ziemlich schüchtern war, es sei denn, er konnte sein Wissen unter Beweis stellen. Dann war Derek nicht zu bremsen.

»Was hast du denn geraucht?«, fragte ich ihn immer noch vollkommen perplex. Derek verschränkte die Arme und schnaubte verächtlich, als erhoffte er sich mehr Dankbarkeit. Doch dafür hatte er sich eindeutig für den Falschen in den Kampf gestürzt. »Gern geschehen.«

»Ich kann auf mich selbst aufpassen«, erklärte ich ihm und bekam prompt ein weiteres Schnauben als Antwort.

Dieses Mal klang es belustigt. »Das habe ich gesehen.« Ohne etwas zu erwidern, legte ich mir meine Tasche über die Schulter und ging mit einem knappen Kopfnicken an Derek vorbei. Was hatte er erwartet? Dass wir uns nach seiner überaus waghalsigen Aktion gegenseitig Freundschaftsbänder bastelten? Ich war schon immer ein Einzelkämpfer gewesen und das würde auch weiterhin so bleiben. Doch als ich nach einigen Schritten aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm, wurde mir klar, dass ich nicht so allein war, wie ich es mir gewünscht hatte. *Verdammt.*

»Was willst du, Baker?«, knurrte ich genervt, ohne mich dabei umzudrehen.

»Du siehst scheiße aus, Thompson«, stellte er tonlos fest und brachte damit das sowieso schon randvolle Fass zum Überlaufen. Ruckartig fuhr ich herum und starrte ihn an. Noch ein Wort von diesem Streber und ich würde augenblicklich aus der Haut fahren.

»Ach ja? Das ist interessant«, begann ich mit gespielter Verwunderung, die meinen Ärger aber nicht allzu lange verstecken konnte. »Wie soll man denn deiner Meinung nach aussehen, wenn man seit drei Tagen auf der Straße lebt?« Daraufhin war es still. Und erst als ich Dereks sprachlose Miene und die weit aufgeris-

senen Augen sah, realisierte ich, was ich soeben gesagt hatte. Welches Geheimnis ich diesem seltsamen Jungen mit dem noch seltsameren Kleidungsstil verraten hatte. Aber was machte das schon für einen Unterschied? Niemand konnte daran etwas ändern. Schon gar nicht Derek Baker. Ohne ein weiteres Wort machte ich auf dem Absatz kehrt. Ich hörte ihn noch einmal meinen Namen rufen, woraufhin ich nur mürrisch abwinkte. Dieser Montag war noch beschissener als all die Montage davor.



Als die letzte Stunde zehn Minuten zu spät beendet wurde, weil es unser Lehrer grundsätzlich nie für nötig hielt, sich an die Unterrichtszeiten zu halten, hechtete ich schnurstracks aus dem Schulgebäude. Dabei dachte ich darüber nach, wie ich es schaffen sollte, noch eine weitere Nacht in diesem Park zu verbringen. Ich sehnte mich nach einem Bett, einer Dusche und frischer Kleidung.

Doch ich war weder *Harry Potter*, noch hatte ich einen Dschinn, der mir diese drei Wünsche erfüllen konnte. Also blieb mir nichts anderes übrig, als diese Situation auch ohne diese Dinge bestmöglich zu überstehen. Und gerade als ich in die Richtung des Parks abbiegen wollte, vernahm ich ein lautes Hupen in meiner unmittelbaren Nähe. Irritiert fuhr ich herum, und was ich dann sah, ließ mich genervt aufstöhnen. In einem dunklen Ford Ranger saß der Adrenalinjunkie von eben und fuhr mit heruntergelassenen Scheiben in Schrittempo neben mir her.

»Was willst du, Baker?«, brachte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen gerade so hervor und ging einfach weiter, entschlossen, diesen Kerl mitsamt seinem Auto zu ignorieren. Doch Derek schien nicht viel von meinem Plan zu halten, denn er ließ seinen Arm lässig aus dem Fenster hängen und winkte mich zu sich. »Steig ein, wir gehen etwas essen.«

»Ich brauche deine Almosen nicht«, stieß ich wütend aus. Obwohl mir bei dem Wort *Essen* schon sämtliches Wasser im Mund zusammenlief. Aber das durfte ich niemals zugeben. Derek beäugte mich mit einem skeptischen, aber dennoch belustigten Blick. »Und was hast du stattdessen vor? Eichhörnchen im Park jagen? Ihnen die Nüsse wegessen?« Abrupt blieb ich stehen. Wie konnte ein einziger Mensch einem so auf die Nerven gehen? Derek bremste seinen Wagen in derselben Sekunde ab und sah mich erwartungsvoll an. Mein Körper begann zu zittern. Ich war so kurz davor, ihn aus seinem beschissenen Auto zu ziehen.

»Kümmere dich um deinen eigenen Scheiß! Ich habe dir doch gesagt ...«, fing ich wütend an, ehe ich von Derek unterbrochen wurde. Beschwichtigend hob er die Hand und nickte verständnisvoll. »Du kannst auf dich selbst aufpassen, ich weiß.« Einen Moment lang blieb ich stehen und sah ihn nachdenklich an. Was wollte er von mir? Und wieso war er so verdammt freundlich?

»Steigst du jetzt endlich ein?«, hörte ich ihn fragen und mir wurde augenblicklich klar, dass ich diesen Kerl, egal wie sehr ich dagegen ankämpfte, nicht so einfach abschütteln konnte. Also atmete ich tief ein, lockerte meine Schultern und ging um den Wagen herum. Was hatte ich schon zu verlieren?

Einige Minuten vergingen, in denen wir schweigend die Straßen entlangfuhren, bis wir in eine schöne Wohngegend abbogen und vor einer Hofeinfahrt hielten. Langsam drehte ich meinen Kopf in die Richtung des Hauses und mir stockte augenblicklich der Atem. Die helle Mittagssonne ließ den gepflegten Rasen des Vorgartens in einem saftigen Grünton erstrahlen und auf der weiß gestrichenen Veranda erkannte ich eine Hollywoodschaukel, die sich durch den leichten Wind kaum merklich hin und her bewegte. Die in gleichmäßigen Abständen auf den Fensterbänken platzierten Blumentöpfe unterschiedlichster Ausführungen und der saubere, cremefarbene Anstrich der Außenfassade erfüllten letztendlich auch noch die restlichen Kriterien für das klischeehafte Zuhause einer glücklichen Vorzeigefamilie. Und somit auch sämtliche Vor-

stellungen eines Hauses, das sich wohl jeder wünschen würde. Ein Zuhause, wie ich es mir wünschen würde.

»Wo sind wir hier?«, fragte ich verunsichert und krallte mich instinktiv an meinem Gurt fest. Ich weigerte mich auszusteigen. Vielleicht, weil ich ganz genau wusste, dass ich dann wohl nie wieder von hier weg wollte.

»McDonald's«, antwortete Derek ungerührt. Doch als ich nicht auf seinen Witz reagierte, boxte er mich aufmunternd gegen die Schulter. »Bei mir zu Hause natürlich.« Stillschweigend beobachtete ich den Streber, wie er die Fahrertür öffnete und das Auto umrundete. Es dauerte keine zwei Sekunden, ehe ich realisierte, was er vorhatte. Den Innengriff der Tür fest umklammert, lehnte ich meine Stirn gegen die Fensterscheibe, um ihm deutlich zu machen, dass er gar nicht erst versuchen sollte, diese Wagentür zu öffnen. Derek sah mich teils verwirrt, teils amüsiert an. »Was soll das werden, wenn es fertig ist?«

»Das sollte ich eher dich fragen«, zischte ich ihn durch die dünne Scheibe an, während sich meine Knöchel um den Griff bereits weiß färbten. »Was hast du vor? Mich mit deinen Eltern an einen Tisch setzen? Mich?«

Und auch dieses Mal überzeugte er mich von seinem fehlenden Überlebensinstinkt, indem er achselzuckend »Genau das« antwortete.

»Vergiss es.« Mit einem erneuten Schulterzucken lief Derek einige Schritte rückwärts in Richtung Haus, seine Augen immer noch auf mich gerichtet. »Meinetwegen. Dann bleib eben sitzen.« Einen Moment lang ging ich gedanklich meine Möglichkeiten durch. Es würde keine halbe Stunde dauern, ehe ich unter der erbarmungslosen Mittagshitze in einem geschlossenen Fahrzeug die weiße Fahne hissen musste. Eine halbe Stunde, die ich womöglich mit einem kalten Getränk auf den gemusterten Kissen der Hollywoodschaukel verbringen konnte. Wieso sollte ich es mir nicht wenigstens eine kurze Zeit lang gut gehen lassen? Immerhin war ich schon hier und ich bezweifelte, dass mich Derek einfach

so wieder verschwinden lassen würde. Und selbst wenn, hatte ich es keinesfalls eilig, zurück in den Park zu kommen. In diesem Augenblick erkannte ich, wie das Licht der Sonne in den kleinen Fenstern der sich bewegenden Haustür reflektiert wurde. Eine Frau mit dunkelbraunen, gewellten Haaren, die ihr bis zu den Schultern reichten, winkte mit einem freundlichen Lächeln in unsere Richtung. Derek nickte selbstgefällig. »Sie wird dich sowieso gleich aus dem Auto zerren.« Als hätte sie seine Worte gehört, steuerte besagte Frau mit eiligen Schritten direkt auf uns zu. »Worauf wartet ihr denn noch, die Lasagne steht schon längst auf dem Tisch!« Lasagne? Hatte sie gerade wirklich Lasagne gesagt? Widerwillig öffnete ich die Beifahrertür, stellte mich nervös neben den Lebensmüden und versuchte, ein freundliches, nicht ganz so gequältes Lächeln aufzusetzen. Das Strahlen in ihren Augen erstarb in dem Augenblick, als sie in ihrem ockergelben Kleid vor mir stand und mein Gesicht genauer betrachtete. Ein mulmiges Gefühl machte sich in meinem Bauch breit. Ich war es gewohnt, dass mich die Leute anstarrten. Aber nicht so. Nicht mit so viel Mitgefühl und Bedauern. Mehrere Wimpernschläge vergingen, bis sie schließlich den Kopf schüttelte und ihr Strahlen zurückkehrte. Sie legte ihre zierlichen Hände sanft auf meine Schultern und sah an mir herunter. »Himmel, Schätzchen, du siehst ja total ausgehungert aus!« Mit einem freundlichen Lächeln erwiderte sie meinen unsicheren Gesichtsausdruck. »Das Essen ruft. Fühl dich bitte wie zu Hause.« Augenblicklich zog sich meine Brust schmerzhaft zusammen und ich spürte, wie es mir eiskalt den Rücken hinunterlief. Zu Hause. Würde ich das jemals wieder über einen Ort sagen können?

Kapitel drei

Connor

Noch zehn Minuten.

Um meine Nervosität so gut es ging zu verbergen, setzte ich mich möglichst gelassen auf eine der braunen Sitzbänke. Das Leder knarzte bei der kleinsten Bewegung, während ich mich in alle Richtungen umsah. Die Jukebox am Eingang spielte leise eine Melodie, die ich noch nie in meinem Leben gehört hatte, und die leuchtenden Neonschriftzüge an den Wänden flackerten in unregelmäßigen Abständen, als würden sie um jedes verbliebene Fünkchen Energie kämpfen. Dennoch machte das Diner einen sehr gemütlichen Eindruck. Ich tippte mit dem Zeigefinger ungeduldig auf das dunkle Holz des Tisches, wo Ketchup und Mayonnaise genauso wie Besteck und Salzstreuer bereitstanden. Vorsichtig hob ich die noch volle Tube mit der weißen Flüssigkeit und fragte mich, ob es wirklich so vorteilhaft war, Mayo den ganzen Tag lang in der Hitze auf den Tischen stehen zu lassen. Ich für meinen Teil ließ auf jeden Fall die Finger davon. Ein junges Mädchen mit hellblonden, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haaren kam mit einem Notizblock an meinen Platz und setzte ein breites, freundliches Lächeln auf. »Herzlich Willkommen im *Denny's*. Darf ich Ihre Bestellung aufnehmen?«

»Ich warte noch auf jemanden«, erklärte ich ihr und sie nickte

verständnisvoll, ehe sie einem Paar am Tisch nebenan die gleiche Frage stellte. Mein Knie hüpfte unter dem Tisch auf und ab, während ich meine schwitzigen Hände an meiner Jeans einigermaßen trocken rieb. Nach einem angespannten Seufzen zog ich mein Smartphone aus der rechten Hosentasche und sah auf die Uhr.

Noch fünf Minuten.

Da saß ich nun, umgeben von Burgern und Sandwiches, ganz in der Nähe der Gila River Arena, dem Zuhause der Eishockeymannschaft Arizona Wolves. Aber auch ganz in der Nähe von meiner Vergangenheit und meinem früheren Leben. Und während ich hier saß und mir der Geruch von Frittierfett in die Nase stieg, stellte ich mir immer wieder nur diese eine Frage: *Ist das hier die richtige Entscheidung?*

»Connor Thompson!«, hörte ich eine begeisterte Stimme rufen, die man beinahe mit dem tiefen Brummen eines hungrigen Bären verwechseln konnte. Abrupt fuhr mein Blick zur Eingangstür. Ein Mann um die fünfzig, mit weißen Haaren und einem maßgeschneiderten Anzug, kam direkt auf mich zu.

»Mister Lancaster.« Eilig erhob ich mich, schüttelte ihm die Hand und betete, dass meine vor Nervosität schwitzenden Finger nicht an seinen kleben blieben.

»Conrad«, verbesserte er mich mit einem Lächeln, das zwei Reihen gebleichter Zähne präsentierte. Sobald wir uns gesetzt hatten, kehrte die Bedienung an unseren Tisch zurück.

»Bringen Sie uns die beiden teuersten Gerichte auf der Karte. Und Wein. Aber nicht zu trocken. Haben Sie Valpollicella?« *Wein? In einem Diner?* Ich unterdrückte das ungläubige Stöhnen, das sich bereits in meiner Kehle staute.

Das Mädchen überlegte angestrengt, den Notizblock an ihre Brust gedrückt. »Äh, ich weiß nicht, Sir. Aber ich kann sehr gern nachfragen.«

»Worauf warten Sie dann noch?«, fragte Conrad mit einem überheblichen Unterton. Fünf Minuten mit diesem Typ und ich konnte jetzt schon mit voller Überzeugung sagen, dass ich ihn nicht aus-

stehen konnte. Wenn er sich weiterhin so verhielt, hatte sich der Deal für mich erledigt, so viel stand fest. Während die Bedienung in Richtung Küche eilte, wandte sich Conrad mit dem schönsten, aufgesetztesten Lächeln an mich. »Ich bin froh, dass Sie uns die Chance geben, Ihnen unser Angebot zu unterbreiten, Connor.«

Dieses Mal unterdrückte ich mein Schnauben nicht. »Was soll ich sagen, Sie haben schließlich nicht lockergelassen.« »Wenn ich jemals lockergelassen hätte, würden die Arizona Wolves jetzt nicht da stehen, wo sie sind«, erwiderte er mit einem selbstgefälligen Grinsen und ich verkniff mir den Kommentar, dass seine Mannschaft schlechter gar nicht dastehen konnte. Was schließlich auch der Grund war, wieso wir uns hier zusammengefunden hatten.

Arroganter Trottel.

Um das Gespräch zu beschleunigen und schnellstmöglich wieder verschwinden zu können, faltete ich meine Hände auf der glatten Oberfläche des Tisches und sah ihn erwartungsvoll an. »Dann lassen Sie mal sehen. Was haben Sie für mich?«

Ein zufriedenes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, während er einen Stapel Papier aus der Tasche hervorzog, der mit einer goldenen Büroklammer zusammengehalten wurde.

»Sie werden überrascht sein«, versprach Conrad mit gewichtiger Stimme und handigte mir den Vertrag aus. Ich beschloss, nicht auf sein Gehabe einzugehen, und ging stattdessen jeden Absatz Schritt für Schritt durch. Aus dem Augenwinkel erkannte ich, wie ein dunkelhaariges Mädchen mit einem prall gefüllten Tablett an den Tisch kam. Ehe sie es neben mir abstellen konnte, ertönte plötzlich ein lautes Klirren. Ich zuckte erschrocken zusammen und sah, dass das gesamte Essen auf dem Boden lag, ignorierte es jedoch, da ich gerade beim interessanten Teil des Vertrags angelangt war. Währenddessen fasste sich Conrad genervt an den Nasenrücken und zischte lautstark: »Das war es dann mit unserem Essen. Ich möchte sofort Ihren Vorgesetzten sprechen.« So gern ich reagiert und dem Mädchen geholfen hätte, konnte ich nichts anderes tun, als wie gelähmt auf meinem Platz zu sitzen und das Papier zu

umklammern. Fassungslos starrte ich auf das Bündel bedruckter Blätter. Auf den fünften Absatz mit der Überschrift *Gebalt*.

Heilige Scheiße.

»Ich sagte doch, wir tun alles dafür, dass Sie zurück nach Glendale kommen. Koste es, was es wolle«, säuselte Conrad zufrieden, als hätte er meine Gedanken gelesen. Oh, und ich war ihnen wirklich einiges wert.

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Conrad«, stammelte ich vor mich hin, ehe ich mir unbeholfen den Nacken rieb.

»Sagen Sie einfach *ja*«, antwortete der Mann mir gegenüber und gab mir ein Zeichen, unsere Unterhaltung gleich fortzuführen. Inzwischen war ein kleiner, dicklicher Mann mit Kochschürze an den Tisch gekommen. Das musste wohl der Besitzer des Diners sein. Ich nutzte die Gelegenheit, die nächsten Absätze durchzulesen, und versuchte dabei, Conrads wildes Schimpfen und die flehenden Entschuldigungen des Chefs auszublenden.

Als die Diskussion beendet war, wandte sich Conrad mit erwartungsvollem Gesichtsausdruck und gefalteten Händen an mich. »Und? Was sagen Sie?« Einen Moment lang dachte ich darüber nach. Doch es gab nichts, was jetzt noch dagegen sprach. Das hier, direkt vor mir, war alles, was ich wollte, seit ich dieser Stadt den Rücken gekehrt hatte. Ich wollte zurückkommen und zeigen, was aus mir geworden war. Dass ich es tatsächlich geschafft hatte. Von einem Straßenkötter zu einem erfolgreichen Mann.

Ich war endlich wieder hier. Bei *ihr*.

»Wir kommen ins Geschäft.«



Kaum eine Stunde später öffnete ich die schwere Haustür meines neuen Zuhauses. Das, was mich hier erwartete, als ich die ersten Schritte durch den weitläufigen Eingangsbereich wagte, lag fernab jeglicher Realität.

Sie haben wirklich eine ausgezeichnete Wahl getroffen, Mr. Thompson. Dieses Objekt ist das Goldstück von Rose Garden. Sie können sich wirklich glücklich schätzen, hatte mir die Maklerin per Telefon versichert und damit keinesfalls zu viel versprochen. Dieses Haus war ein wahr gewordener Traum. Bereits auf den Bildern, die mir Mrs. Rodriguez per Mail hatte zukommen lassen, fielen mir diese hohen Decken und die breite Treppe aus hellem Marmor sofort ins Auge. An den Stufen vorbei, den Flur entlang, befand sich der Mittelpunkt des Hauses, der großzügige Wohnbereich. Von einer großen, u-förmigen Küche mit schwarzen Fronten und der dunklen Arbeitsplatte im östlichen Teil des Raumes, wanderte mein Blick weiter über eine ausladende, gemütlich wirkende Wohnlandschaft. Sie war genau richtig platziert, um auf die gigantische Fensterfront, den fünf Meter langen Pool und die hochgewachsenen, in einem Halbkreis angelegten Palmen schauen zu können. Die Mittagssonne strahlte zart durch die grünen Palmenwedel hindurch und umschmeichelte das elegante, minimalistisch gehaltene Mobiliar. Noch bevor ich das Haus selbst gesehen hatte, hatte ich eine Innenarchitektin engagiert, die es mir nach meinem Geschmack einrichtete. Da meine erste Trainingseinheit bei den Arizona Wolves bereits in zwei Tagen beginnen sollte, fehlte mir die Zeit, um mich durch die Möbelhäuser zu quälen. Das erste Training bei den Wolves und somit auch das erste als Trainer.

Aufgrund einer ziemlich erfolgreichen Eishockey-Karriere, die jedoch durch zwei schwere Knieverletzungen ein jähes Ende gefunden hatte, rissen sich nun herausragende Vereine wie die Wolves und die Panthers darum, ihr Team mit mir als Coach zum Sieg zu führen. Die Panthers hatten mir ein unschlagbares Angebot gemacht, das ein logisch denkender Mensch normalerweise nicht abschlagen würde, und dennoch hatte es mich nach Glendale zurückgezogen.

Als ich vor sieben Jahren genau diese Stadt verlassen hatte, hätte ich nicht einmal ansatzweise ahnen können, was mich erwarten würde. Denn ausgerechnet am Tiefpunkt meines Lebens

hatte ich meinen damaligen Coach Tenner kennengelernt. Wahrscheinlich hatte er genau so wenig damit gerechnet, dass der Kerl, den er aus Mitleid zu einem Probetraining bei den Sharks eingeladen hatte, nur wenig später einer seiner besten Spieler werden würde. Noch nie war ich so frei gewesen wie in dem Moment, als ich zum ersten Mal über das Eis gefahren war. Als ich meine gesamte Wut, die sich all die Jahre in mir angesammelt hatte, in dieses Spiel, in diesen Schläger stecken konnte. Als ich mich zum ersten Mal unbesiegbar gefühlt hatte. Es war egal, woher man kam und was man erlebt hatte. Auf dem Eis konnte ich derjenige sein, der ich wirklich war. Jung, zielstrebig und voller Tatendrang. Und genau dieses Gefühl war der Anfang und der Auslöser meiner steilen Karriere gewesen.

Ich hatte es allen zeigen wollen. Hatte es allen zeigen *müssen*. Und vor allem wollte ich es verdienen, wieder hierher zurückzukommen.

Obwohl so viel passiert war.

Obwohl ich so viele Fehler gemacht hatte.

Obwohl ich *sie* so sehr verletzt hatte.

Nun war es so weit. Von jetzt an würde es meine Aufgabe sein, die Dauerschleife von Niederlagen der Wolves zu durchbrechen, um sie in die Playoffs und bis an die Spitze der NHL zu bringen. Ganz nach dem Motto: *Durch Krisen siegen*. Ich würde ihnen dazu verhelfen, meinen eigenen Traum zu leben. Hier in Glendale.

Ich atmete den angenehmen Geruch von all den neuen Möbeln ein, während ich durch den Wohnbereich schlenderte und schließlich vor meinem Achtzig-Zoll-Flatscreen zum Stehen kam. Behutsam strich ich über seine schwarze, lange Kante. Alles hier entsprach ganz genau meinem Geschmack. Wahrscheinlich hätte ich meine Innenarchitektin anrufen und mich für ihre Arbeit revanchieren sollen. Zumindest hätte ich das vor einiger Zeit sofort gemacht. Doch ich war nicht mehr dieser verzweifelte Junge, der krampfhaft jede Frau vögelte, um diese Gefühle wiederzufinden, von denen er ganz genau wusste, dass sie existierten. Diese

Gefühle, bei denen dir das Herz stehenbleibt und du vor lauter Glück nicht mehr atmen kannst. Diese Gefühle, wenn sich die ganze Welt nur noch um eine Person dreht. Diese Gefühle, die ich jedoch nur bei einer Frau und seitdem nie wieder gefühlt hatte.

Bei *dieser* einen Frau.

Mein Magen zog sich innerhalb einer Sekunde schmerzhaft zusammen und ich versuchte mit aller Macht, die aufkommenden Emotionen zu unterdrücken.

Holly. Die Person, die ich so geliebt und trotzdem so wahn-sinnig enttäuscht hatte. Das Mädchen, das mir alles von sich gegeben und ich ihr letztendlich alles genommen hatte. Wie viel Zeit war vergangen, seitdem ich sie das letzte Mal gesehen hatte? Seit Dereks Beerdigung müssten mittlerweile vier Jahre verstrichen sein.

Derek. Die Person, der ich so viel verdankte und der ich viel zu wenig zurückgegeben hatte. Es war kaum zu beschreiben, wie sehr mir mein bester Freund in den letzten Jahren gefehlt hatte. Immerhin hatten wir damals beinahe jeden Tag zusammen verbracht. Zumindest ab dem Zeitpunkt, als mich Dereks Eltern wie einen zweiten Sohn bei sich aufgenommen hatten. Und ich wäre nicht derjenige, der ich mittlerweile war, wenn Derek nicht wie ein Bruder an meiner Seite gewesen wäre. Bis ich vor sieben Jahren die Stadt verlassen und mein altes Leben hinter mir gelassen hatte. Auch wenn ich ganz genau wusste, dass ich in dieser Zeit keine andere Wahl gehabt hatte, schlich sich dennoch immer wieder dieses allzu bekannte, schlechte Gewissen ein. Ich hatte sie im Stich gelassen. Sie alle. Holly und Derek waren die letzten Jahre vor seinem Tod auf sich allein gestellt gewesen, während ich mir in San Jose ein neues Leben aufgebaut hatte. Ich war nicht für sie da gewesen. Und das alles nur, weil ich so bitterlich enttäuscht und mein Stolz zutiefst verletzt gewesen war. Mit zusammengekniffenen Augen hielt ich einen Moment inne, um einmal tief ein und auszuatmen. Ich musste mich beruhigen. Durfte mich nicht wieder in den Gefühlen meiner Vergangenheit verlieren. Denn eines war

mir klar: Auch Holly und Derek hatten keine andere Wahl gehabt. Auch sie hatten ihr Leben weiterleben müssen. Und zwar ohne mich. Wie würde sie wohl reagieren, wenn wir uns nach so langer Zeit wiedersahen? Nach so viel Schmerz und Wut, die sie wegen mir empfinden musste? Auf Dereks Beerdigung hatte sie mich kein einziges Mal angesehen und mich mit bloßer Ignoranz gestraft. Wieso hätte sie auch mit mir reden sollen, immerhin hatte ich sie von einem auf den anderen Tag verlassen. Ohne ihr einen wirklichen Grund zu nennen. Und trotzdem drängte sich die Frage in meine Gedanken, wieso sie sich ausgerechnet in meinen besten Freund verlieben musste. Kopfschüttelnd drehte ich mich um und ging einige Schritte, nur um vor der großen Fensterfront mit einem schweren Seufzen stehen zu bleiben.

Ich bin wieder hier. Ich bin tatsächlich wieder hier.

Wer hätte gedacht, dass ich jemals zurückkehren würde? Nach allem, was war? Doch hier stand ich nun. In meinem Haus. Mein eigenes Haus in Glendale. Das Fleckchen Erde, das ich eigentlich nie wieder betreten wollte.

Fuck. Was zur Hölle mache ich hier?